

**JUAN
GÓMEZ-JURADO**



ZERRISSEN

dtv

THRILLER

dtv

Washington D. C. Vielleicht wäre alles ganz anders gelaufen, wenn David Evans rechtzeitig seine Schicht in der Privatklinik Saint Claire beendet hätte. Doch als der renommierte Neurochirurg nach einer eingeschobenen Not-OP gegen Mitternacht nach Hause kommt, ist seine Haushaltshilfe tot – und seine Tochter Julia verschwunden, entführt von einem hochintelligenten Psychopathen. Mr White, wie er sich nennt, will jedoch kein Lösegeld: Die Siebenjährige komme nur frei, wenn Evans' nächster Patient die anstehende Operation nicht überlebt. Dem Neurochirurgen bleiben 55 Stunden, um eine Lösung für das fatale Dilemma zu finden: Auf dem Spiel stehen das Leben seiner kleinen Tochter – und das seines Patienten, des mächtigsten Mannes der Vereinigten Staaten.

Juan Gómez-Jurado, geboren 1977 in Madrid, ist derzeit einer der erfolgreichsten spanischen Autoren. Bereits der erste Thriller des mehrfach ausgezeichneten Journalisten wurde zu einem internationalen Bestseller und in mehr als 40 Sprachen übersetzt. Seither ziehen seine Romane Millionen Leser weltweit in den Bann. Mit ›Zerrissen‹ legt der sympathische Erfolgsautor und Vater zweier Kinder seinen neuesten nervenzerreißenden Thriller vor, der mit seinem hoch emotionalen, filmisch erzählten Plot gewiss niemanden kalt lässt.

Juan Gómez-Jurado

ZERRISSEN

Thriller

Aus dem Spanischen von
Carsten Regling

Deutscher Taschenbuch Verlag

*Für A, J und K,
die drei wichtigsten Buchstaben in meinem Leben*

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Deutsche Erstausgabe 2015
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2014 LAGOESPEJO, S.L.
Titel der spanischen Originalausgabe:
»El Paciente«
(Editorial Planeta S.A., Barcelona)
© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel/punchdesign, München
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Bembo 10,5/12,5' und
ITC Officina Sans 9,5/12'
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21587-9

»Mit dem Wahnsinn ist es wie mit der Schwerkraft:
Es reicht schon ein kleiner Schubs.«
Jonathan Nolan, ›The Dark Knight‹

DR. EVANS' TAGEBUCH

Sie glauben, mich zu kennen.

Doch Sie täuschen sich. Sie alle, ohne Ausnahme.

Die ganze Welt kennt meinen Namen. Unzählige Male haben Sie mein Gesicht gesehen. Zum ersten Mal, als die Polizei die Großfahndung nach mir einleitete und mein Foto überall im Fernsehen zu sehen war. Und zuletzt wohl an dem Tag der Live-Übertragung, als mich das Gericht vor Millionen von Fernsehzuschauern für schuldig erklärte. Sie alle haben eine Meinung zu dem, was ich getan habe. Doch wissen Sie was? Ob Sie mich dafür verurteilen oder mir Beifall spenden, ist mir völlig egal.

Seit tausendachthundertdreiundzwanzig Tagen, elf Stunden und zwölf Minuten sitze ich nun schon im Todestrakt. Jede wache Minute habe ich seither über die Ereignisse nachgedacht, die mich hierhergeführt haben.

Und dennoch bereue ich nichts von dem, was ich getan habe ... außer vielleicht das, was ich damals zu Kate gesagt habe.

Ich bin kein Heiliger, kein Märtyrer, kein Terrorist. Ich bin auch kein Verrückter oder gar ein Mörder.

Ich passe in keine dieser Schubladen.

Ich bin nur ein Vater.

Und das ist meine Geschichte.

63 STUNDEN VOR DER OPERATION

1

Alles begann mit Jamaal Carter. Hätte ich ihn an jenem Abend nicht gerettet, wäre vielleicht alles ganz anders gekommen.

Als der Pager piepte, war ich sofort aus dem Schlaf aufgeföhren. Schlecht gelaunt setzte ich mich auf und rieb mir die Augen. Das Bereitschaftszimmer der Chirurgen roch nach Schweiß und ungewaschenen Füßen.

Von Natur aus schlafe ich wie ein Stein. Rachel hatte mich deswegen immer aufgezozen; sie behauptete, man könnte mich mit einem Kran aus dem Bett hieven, ohne dass ich davon aufwachen würde. Für den Pager gilt das allerdings nicht: Das verdammte Ding schafft es, dass ich beim zweiten Piepen auf den Beinen bin.

Darauf wurde ich in sieben Jahren Ausbildung getrimmt. Wenn man da nämlich nicht augenblicklich auf der Matte steht, reißt einem der leitende Assistenzarzt den Arsch auf. Allerdings macht man es in unserem stressigen Beruf auch nicht lange, wenn man sich während der sechsunddreißigstündigen Schichten zwischendurch nicht mal kurz hinlegt. Deshalb lernen wir Chirurgen schnell, auf der Stelle einzuschlafen, wann immer sich die Gelegenheit dazu bietet, und wie ein Pawlow'scher Hund beim ersten Piepen des Pagers wieder hochzuschrecken. Inzwischen habe ich zwar nur noch halb so oft Bereitschaftsdienst wie früher, schließlich

bin ich nun schon seit vier Jahren Oberarzt, der Reflex ist mir zum Glück aber geblieben.

Gähnend zog ich den Pager unterm Kopfkissen hervor. Auf dem Display leuchtete der Code 342. Die Neurochirurgie. Verärgert warf ich einen Blick auf die Uhr. Bis zum Ende meiner Schicht fehlten nur noch dreiundzwanzig Minuten, und ich hatte einen anstrengenden Dienst hinter mir; unter anderem war ich drei Stunden damit beschäftigt gewesen, den Schädel eines englischen Kulturattachés zusammenzuflicken, der am Dupont Circle verunglückt war. Der Mann war noch keine zwei Tage in Washington, und schon hatte er auf die harte Tour erfahren, dass man hier im Kreisverkehr andersherum fährt als in London.

Die Krankenschwestern wussten, wie erschöpft ich war. Wenn man mich anfunkte, musste es sich also um einen wirklichen Notfall handeln. Auf meinem Handy wählte ich die Nummer der Station, aber es war besetzt, und so spritzte ich mir am Waschbecken in der Ecke schnell noch etwas Wasser ins Gesicht und machte mich auf den Weg.

Als ich auf den Flur trat, war es zwanzig vor sechs. Die Sonne verschwand bereits hinter den Bäumen des Rock Creek Parks, und ihre letzten Strahlen fielen orangefarben durch die hohen Sprossenfenster herein. Im letzten Jahr hätte ich mich über so einen Sonnenuntergang noch gefreut, sogar wenn ich wie jetzt zum Fahrstuhl eilen musste. Doch nun sah ich nicht mehr hin. Der Mann, der aus mir geworden war, hatte nichts mehr für grandiose Anblicke übrig.

Im Fahrstuhl stieß ich auf Jerry Gonzales, einen Pfleger aus der Allgemeinchirurgie, der ein Krankenhausbett beförderte. Der kräftig gebaute Mann musste ganz nach hinten treten, damit ich noch in den Aufzug passte. Jerry lächelte unsicher. Ich grüßte mit einem Nicken zurück.

»Dr. Evans ... ähm ... vielen Dank noch mal für das Lehrbuch, das Sie mir neulich geliehen haben. Es liegt in meinem Spind, ich bringe es Ihnen nachher.«

»Lass nur, Jerry, du kannst es behalten.« Gleichgültig winkte ich ab. »Ich lese eh nicht mehr viel.«

Ein unangenehmes Schweigen trat ein. Früher hätten wir ein bisschen herumgeflachst oder uns ein paar witzige Anekdoten erzählt. Aber das war vorbei. Ich konnte fast hören, wie er die Worte, die er eigentlich sagen wollte, hinunterschluckte. Zum Glück: Ich kann Mitleid nämlich nur schwer ertragen.

»Müssen Sie sich um den verletzten Jugendlichen kümmern?«, brachte er schließlich heraus.

»Hat man mich deshalb gerufen?«

»In Barry Farm gab's 'ne wilde Schießerei. Da herrscht Bandenkrieg. In den News reden sie von nichts anderem mehr.« Er deutete auf seine Ohrhörer. »Es gab sieben Tote und 'nen Haufen Verletzte.«

»Und warum hat man ihn nicht ins MedStar gebracht?«

Jerry zuckte mit den Schultern, und im selben Moment öffneten sich die Aufzugstüren. Ich war im vierten Stock angelangt, auf dem sich die Neurochirurgie befand.

Das Saint Claire liegt südlich des Rock Creek Parks in der Nähe der Taft Bridge. Viele Bewohner Washingtons haben wahrscheinlich noch nie etwas von der kleinen, exklusiven Privatklinik gehört, geschweige denn sie zu Gesicht bekommen. Der herrschaftliche viktorianische Backsteinbau mit den weißen Fenstern ist etwas von der Straße zurück versetzt und versteckt sich zudem hinter hohen alten Bäumen, sodass man schon ganz gezielt danach suchen muss. Der Klinikleitung ist das nur recht, soll das Saint Claire doch nicht für jedermann zugänglich sein: Die meisten un-

serer Patienten leben im mondänen Kalorama-Viertel und sind hohe Diplomaten aus dem Ausland, die in den umliegenden Botschaften arbeiten und deren Regierungen zähneknirschend die horrenden Krankenhausrechnungen begleichen.

Zu meinem großen Missfallen hält der Klinikdirektor auch nicht viel von der notfallmedizinischen Grundversorgung. Die Aktionäre der Klinik wollen schließlich hohe Einnahmen und niedrige Ausgaben sehen. Aber zum Glück ist das Saint Claire, wie alle Krankenhäuser in den Vereinigten Staaten, gesetzlich dazu verpflichtet, jeden Notfall zu behandeln, der zu uns gebracht wird. Selbst wenn absehbar ist, dass die Rechnung nicht bezahlt werden kann.

Und so kam es, dass ich Jamaal Carter begegnete.

Er lag auf einer fahrbaren Liege im Gang gegenüber dem Stationszimmer. Außer einem Polizisten eskortierten ihn eine Ärztin und zwei Rettungssanitäter, deren Uniformen von Blut durchtränkt waren. Sie sahen mitgenommen aus und sprachen leise miteinander. Wenn man wusste, mit was für einer Scheiße sie es jeden Tag zu tun hatten, musste die Schießerei wirklich heftig gewesen sein.

Die Assistenzärztin aus der Notaufnahme blätterte mit besorgtem Gesicht im Notfallprotokoll. Sie musste neu sein, ich hatte sie noch nie gesehen.

»Sind Sie der Neurochirurg?«, fragte sie, als sie mich kommen sah.

»Nein, ich bin der Klempner; diesen schicken Kittel hat man mir bloß geliehen, damit mein Blaumann nicht schmutzig wird.«

Sprachlos starrte sie mich an, sodass ich ihr zuzwinkern musste, damit sie den Scherz begriff, dann lachte sie nervös. Den jungen Kollegen hilft es immer, wenn man die At-

mosphäre etwas auflockert, weil sie von den langjährigen Ärzten oft wie Hundescheiße an der Schuhsohle behandelt werden, sodass jede noch so kleine menschliche Geste für sie wie ein Glas Wasser in der Wüste ist.

Sie zeigte auf den jungen Schwarzen.

»Eine Schusswaffenverletzung. Glasgow Coma Score 15, Blutdruck 100 zu 60, Puls 89. Sein Zustand ist stabil, aber das Projektil steckt direkt neben dem Th5. Der Kerl ist gerade mal sechzehn.«

Ich warf einen Blick auf das CT, das mir die Ärztin hielt, damit ich die genaue Position der Kugel sehen konnte. Es sah nicht gut aus.

Der Junge lag auf dem Bauch und trug Baggy Jeans und eine blaue Jacke der Washington Wizards, deren rechten Ärmel jemand aufgeschnitten hatte, um einen Streifschuss verbinden zu können. Der Arm war von oben bis unten tätowiert, so wie sicher auch der andere, der mit einer Handschelle an die Liege gefesselt war.

Auf der Rückseite der Jacke, dort, wo eigentlich das Teamwappen sein sollte, war ein großes Loch in den Stoff geschnitten. An der Stelle sah man eine kaum blutende Schusswunde. Es hatte ihn an der Wirbelsäule erwischt, unterhalb der Schulterblätter. Seine Werte waren stabil, er schwebte nicht in unmittelbarer Lebensgefahr, aber die Kugel hatte womöglich sein Nervensystem verletzt.

Ich ging neben dem leise stöhnenden Jungen in die Hocke. Er hatte ein fein geschnittenes Gesicht und war durch die Schmerzmittel ziemlich benommen. Ich strich ihm über die Wange.

»Wie heißt du, Kollege?«

Ich musste die Frage mehrmals wiederholen, bis er schließlich reagierte.

»Jamaal ... Jamaal Carter.«

»Hör zu, Jamaal, wir kümmern uns um dich. Aber du musst uns helfen.«

Mit einem Wink bat ich die Assistenzärztin, ihm zusammen mit mir seine Nikes auszuziehen, die vor der Schieberei weiß gewesen sein mussten und jetzt schmutzig rot waren.

»Kannst du deine Zehen bewegen?«

Die Zehen bewegten sich nicht. Ich stach mit der Spitze meines Kugelschreibers in seine Fußsohle.

»Spürst du was?«

Zu Tode erschrocken schüttelte er den Kopf und begann zu schluchzen. Wenn dieses Kerlchen schon sechzehn war, war ich der Kaiser von China. Die Mitglieder dieser Gangs wurden von Tag zu Tag jünger.

Was bist du nur für ein verdammter Idiot, Kleiner, dachte ich und wandte mich an die diensthabende Oberschwester, die gerade aus dem Stationszimmer trat, wo sie bis eben telefoniert hatte.

»Was macht dieser Junge hier?«

Nervös rieb sie sich die Hände.

»Das MedStar hat ihn hergeschickt. Sie wissen dort nicht, wo ihnen der Kopf steht, Doktor, und ...«

»Das weiß ich schon«, herrschte ich sie an. »Ich will wissen, warum er noch nicht im OP ist, verdammt noch mal! Die Kugel muss auf der Stelle raus!«

Ich wollte zum Fußende der Liege gehen, um die Bremsen zu lösen, doch sie stellte sich mir in den Weg. Resigniert ließ ich die Arme sinken. Es hat keinen Zweck, sich mit einer Oberschwester anzulegen, erst recht nicht, wenn sie dreißig Kilo mehr wiegt als man selbst.

»Es tut mir leid, Sie angefunkelt zu haben, Dr. Evans. Ich habe eben mit der Chefärztin gesprochen. Sie genehmigt die Operation nicht.«

»Von wem redest du, Margo? Dr. Wong ist auf einem Kongress in Alabama.«

»Sie hat zufällig angerufen. Gerade nachdem ich Sie über den Pager alarmiert hatte. Sie wollte wissen, wie's uns geht.« Um Entschuldigung bittend, hob die Oberschwester die Schultern. »Da musste ich es ihr doch erzählen. Als sie gehört hat, wer der Verletzte ist, hat sie angeordnet, seinen Zustand zu stabilisieren, wie dies gesetzlich vorgeschrieben ist, und ihn zu beobachten, bis wir ihn in ein öffentliches Krankenhaus verlegen können.«

Ich holte tief Luft. Die Chefin hatte gut reden, es war einfach, so was von einer Fünf-Sterne-Suite aus anzuordnen. Aber hier, in der realen Welt, lag ein schwerverletzter Junge, den man irgendwann in eine überfüllte Klinik bringen würde, wo mit größter Wahrscheinlichkeit ein völlig überarbeiteter Assistenzarzt die äußerst riskante Operation übernehmen würde. Sollte Jamaal nicht im Saint Claire bleiben, würde er wahrscheinlich nie wieder laufen können.

»Ist gut, Margo. Ich rufe Dr. Wong an.« Ich griff nach meinem Handy. »Gibt es noch etwas, das ich wissen muss?«, fragte ich die Sanitäter, während ich auf das Freizeichen wartete.

»Die Kugel ist von der Wand abgeprallt, bevor sie ihn erwischt hat, deshalb lebt er noch«, antwortete einer der beiden kopfschüttelnd. »Ein paar Zentimeter weiter rechts, und es wäre nicht mehr als ein Kratzer gewesen, aber so ...«

Aber so ist sein Pech jetzt unseres, vervollständigte ich im Stillen den Satz, während ich mich umdrehte und ein paar Schritte den Gang hinunterging, denn am anderen Ende der Leitung war nun meine Chefin dran.

»Gib dir keine Mühe, Evans«, begrüßte sie mich.

»Wie sind die Martinis in Alabama, Chefin?«

»Du wirst ihn nicht operieren.«

»Stephanie, er ist fast noch ein Kind! Er braucht unsere Hilfe.«

»Eine Hilfe, die neunzigtausend Dollar kostet und uns niemand erstattet.«

»Stephanie ...«

»Evans, wir haben unser jährliches Budget für solche Notfallbehandlungen bereits um das Doppelte überzogen. Und es ist erst Oktober. Es tut mir leid, aber meine Antwort lautet Nein.«

»Dann wird er für immer gelähmt bleiben«, war alles, was ich darauf sagen konnte. Als wüsste sie das nicht selbst.

»Daran hätte er denken sollen, bevor er sich diesen Idioten angeschlossen hat.«

Ihre Worte klangen hart, das stimmt. Und Dr. Wong ist auch ein herzloses Miststück. Aber gehen Sie nicht zu streng mit ihr ins Gericht. Sie ist eine begnadete Chirurgin, und als Chefärztin ist es zudem ihre Pflicht, die Interessen des Krankenhauses zu vertreten. Genau das tat sie an jenem Tag. Und was ihr Urteil betraf, weil der Junge einer Gang angehörte ... nun, so sind Ärzte eben.

Wir Ärzte müssen die Dinge rational betrachten und von den Fakten und den uns zur Verfügung stehenden Mitteln ausgehen. Es gibt nur eine Niere? Dann bekommt sie am besten der jüngste Patient, selbst wenn er nicht ganz oben auf der Warteliste steht. Jemand raucht trotz aller Warnungen zwei Schachteln Zigaretten am Tag? Dann kann er nicht erwarten, dass wir auch nur eine Träne vergießen, wenn er irgendwann mit Lungenkrebs eingeliefert wird. Und wenn jemand säuft wie ein Loch, reißen wir höchstwahrscheinlich ein paar Witze über Leberpasteten, nachdem er uns seine Leberzirrhose gezeigt hat. Aber keine Sorge, natürlich tun wir das erst nach der Visite, im Stationszimmer.

Ob ich auch so ticke, wollen Sie wissen?

Gute Frage. Die Antwort darauf fällt mir nicht leicht ...

Ich bin, wie schon gesagt, kein Monster. Ich bin ein Mensch wie jeder andere. Ich habe nur so oft mit gutherzigen, rechtschaffenen Leuten zu tun, denen unversehens etwas Schlimmes widerfährt, dass ich jedem, bei dem es einen ganz offensichtlichen Grund für sein Leiden gibt, tatsächlich die Schuld daran gebe. Das ist reiner Selbstschutz, mein Gehirn wehrt sich so gegen übermäßigen Stress: Ich tue, was ich kann, indem ich versuche, die einzelnen Fälle nicht zu nah an mich heranzulassen. Bigotte und politisch korrekte Menschen werden jetzt sagen, das sei unmenschlich, aber glauben Sie mir, auf diese Weise können wir Ärzte am besten helfen.

Hin und wieder passiert es dennoch. Auf einmal steigt dir der Duft eines Rasierwassers in die Nase, das dich an deinen Adoptivvater erinnert, oder ein Patient macht eine bestimmte Geste, hat einen besonderen Akzent. Oder zwei erschrocken blickende Augen wie Jamaal. Und plötzlich versagen die ganzen Schutzmechanismen, die man für unzerstörbar gehalten hat. Und man tut etwas, das man nicht tun sollte: Man nimmt Anteil am Schicksal eines Menschen und setzt sich für ihn ein.

»Stephanie, bitte ... Wie kann ich dich überzeugen?«, flehte ich, wobei ich nervös auf und ab zu gehen begann.

»Vergiss es. Du wartest jetzt sieben Minuten, bis deine Schicht zu Ende ist. Dann ist es das Problem eines anderen. Und du kannst nach Hause gehen.«

Abrupt blieb ich stehen. Irgendwas hatte in ihren Worten, ihrem Tonfall mitgeschwungen, das ich nicht recht zu deuten wusste ... Unbewusst massierte ich mir die Nasenwurzel, während ich angestrengt überlegte.

Du wartest sieben Minuten ... das Problem eines anderen ...